

Bürgerliche Sepulkralkultur jenseits der „jüdischen Differenz“:

Teil II – Die Wiener Feuerhalle

—

TIM CORBETT

Der politisierte Tod: Die Feuerbestattung

Die Feuerbestattung galt in Europa lange religiös bedingt als Tabu. Das erste zweckgebaute Krematorium Europas wurde erst 1876 in Mailand eröffnet, und die katholische Kirche verbot schließlich 1892 aufgrund der Zunahme an Feuerbestattungen gänzlich die Beisetzung von Ascheresten in ihren Friedhöfen – erst 1963 sollte sie die Feuerbestattung bewilligen. Im überwiegend katholischen Wien wurde 1885 der Verein „Die Flamme“ gegründet, der in Ermangelung eines hiesigen Krematoriums die Einäscherung seiner verstorbenen Mitglieder in Deutschland und deren anschließende Bestattung in Österreich organisierte.

Erst 1921 wurde infolge der Demokratisierung und Säkularisierung der Gemeindeverwaltung im „Roten Wien“ die Konstruktion eines städtischen Krematoriums – der „Feuerhalle“ – genehmigt. Die christlichsoziale Bundesregierung versuchte deren Inbetriebnahme zu unterbinden und auch die katholische Kirche verlaubliche ihren Protest, indem sie sich einig zeigte „mit gläubigen Protestanten und Juden“.¹ Die Feuerbestattung spaltete also entlang politisch-religiösen, nicht konfessionellen Linien. Die Gemeindeverwaltung setzte sich jedenfalls vor dem Verfassungsgericht durch, und das städtische Krematorium ging Anfang 1923 in Betrieb. Bis heute wurden auf dem Gelände fast eine Viertelmillion Urnen beigesetzt.

Aufgrund der millionenfachen Einäscherung von Genozidopfern in der Shoah gilt die Feuerbestattung im heutigen Judentum weitgehend als Tabu. Deswegen mag es verwundern, dass diese Sepulkralkultur unter den jüdischen Gemeinschaften Europas vor der NS-Zeit zwar theologisch umstritten, aber nicht unüblich war. In einem für die damalige Einheitsgemeinde charakteristischen Fall der Kompromiss-

findung beschloss die Wiener Kultusgemeinde nach der Eröffnung der Feuerhalle, die Einäscherung sei zwar in religiöser Hinsicht als „unjüdisch“ zu betrachten, doch dass es ebenso „dem Geiste des Judentums [...] widerspricht [...], einen Zwang zur Einhaltung religionsgesetzlicher Vorschriften auf die Glaubensangehörigen auszuüben“. Die Bestattung von Ascheurnen am jüdischen Friedhof war also grundsätzlich erlaubt, es wurden nur „gewisse religiöse Zeremonien“ bei diesen Bestattungen unterbunden, was aufgrund der vermutlich eher säkularen Anschauung jener Familien, die diese Bestattungsform wünschten, hinnehmbar gewesen sein dürfte.² Im Folgenden geht es aber nicht um die Beisetzung von Ascheurnen auf jüdischen Friedhöfen, sondern um die Bestattung der Asche von jüdischen bzw. in jüdische Familien geborenen Individuen an der Feuerhalle und die Verkomplizierung der „jüdischen Differenz“ an diesem Erinnerungsort, die die im ersten Teil dieses Aufsatzes besprochene Sachlage in den Wiener Vorortsfriedhöfen in vielerlei Hinsicht erweitert und ergänzt.

Die Feuerhalle wurde 1921/22 auf dem Gelände des Schlosses Neubaugebäude gegenüber dem Zentralfriedhof erbaut. Die expressionistisch-martialische Formsprache der Anlage nimmt bewusst auf die erhaltenen frühneuzeitlichen Festungswerke des Schlosses Bezug und erinnert darüber hinaus an die berühmten Gemeindebauten des „Roten Wien“. Das Bauwerk wurde vom sozialdemokratischen Bürgermeister Jakob Reumann feierlich eröffnet, der nach seinem Ableben 1925 dort eingäschert und mitten im Vorhof unter einem monumentalen Grabmal bestattet wurde. Es liegt gegenüber einem Denkmal, das „Den Vorkämpfern der Feuerbestattung in Österreich“ gewidmet ist.

Dieser Erinnerungsort ist somit vornehmlich sozialdemokratisch geprägt. Die Gemälde „Leben“ und „Chronos“ (Zeit) im Innenraum des Krematoriums veranschaulichen die eher säkulare Anschauung, die dieser Sepulkralpraxis zugrunde liegt. Gerade deswegen erstaunt der hohe Anteil an religiöser Symbolik auf den Grabstätten rund um die Feuerhalle, inklusive einer beträchtlichen Anzahl von Davidsternen und hebräischsprachigen Inschriften. Tatsächlich war bloß etwa die Hälfte der dort über das letzte Jahrhundert Bestatteten konfessionslos – das heißt, die andere Hälfte war zumindest nominell religiös. Zusammengefasst handelt es sich bei der Feuerhalle also nicht um einen antireligiösen Ort, an dem die „Jüdischkeit“ – oder das Christentum – gänzlich aufgelöst wird. Doch die Betonung des bürgerlichen Charak-

ters der aus einem vorwiegend sozialdemokratischen Milieu stammenden Verstorbenen – ob christlich, jüdisch, andersgläubig oder säkular – bewegt sich eben jenseits der „jüdischen Differenz“, die die Wiener Gesellschaft der Zwischenkriegszeit so maßgeblich geprägt haben soll.

Ein sozialdemokratischer und zugleich bürgerlicher Erinnerungsort

Auch in biographischer Literatur finden sich Hinweise auf die Einäschung jüdischer Individuen in der Zwischenkriegszeit. Wurde beispielsweise der 1921 verstorbene Paul Hönigsberg, der Vater der 1942 ermordeten Sozialdemokratin, Ärztin und Pionierin der Frauenbewegung, Margarete Hilferding, noch in einer religiösen Zeremonie in der alten jüdischen Abteilung des Zentralfriedhofs bestattet (52A-9-31), so wurde seine 1927 verstorbene Frau Emma bereits nach eigenem Wunsch ohne religiöse Zeremonien eingäschert und in der Grabstätte ihres Mannes beigesetzt. In einem Nachruf in der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* wurde Emma bezeichnenderweise als „Genossin“ genannt.³

Steht diese Feuerbestattung ganz im Zeichen der Säkularisierung innerhalb der Arbeiterbewegung des frühen 20. Jahrhunderts, so verweist die Feuerbestattung der durch Gustav Klimts Porträts berühmt gewordenen Salonnière Adele Bloch-Bauer und ihre Beisetzung bei der Feuerhalle (MR-47-1G) statt im Familiengrab am Zentralfriedhof (19-1-83) auf die Verbreitung der Feuerbestattung auch innerhalb des bürgerlichen Milieus. Dass Bloch-Bauers Grabstätte heute mit vielen Steinchen bedeckt ist – eine weitgehend als „jüdisch“ wahrgenommene Praxis bei Grabbesuchen – mag wiederum als Art „Rejudaisierung“ dieser durchaus bürgerlich-säkularen Frau betrachtet werden, die ganz im Gegensatz zu ihrer nichtreligiösen Bestattung steht.

In dieser Hinsicht erwähnenswert ist auch die Feuerbestattung des 1925 von einem Nationalsozialisten ermordeten Schriftstellers Hugo Bettauer (ALI-47), dessen schlichte Grabplatte bloß Namen und Daten enthält, keine Verzierung oder religiöse Symbolik. Dies unterstreicht die stillschweigende Ablehnung der „Judaisierung“ solcher Persönlichkeiten durch den Antisemitismus: Bettauer konvertierte schon Jahrzehnte vor seiner Ermordung und war ebenso wie Adele Bloch-Bauer durchaus bürgerlich-säkular geprägt.

Die bürgerliche Kultur überwiegt in den Grabdenkmälern an der Feuerhalle. Diese bestehen vor allem in den Arkaden und entlang den



Abb. 1: Arkadengang

Mauern aus einfachen, mit Grabplatten bedeckten Urnennischen, sowie in den freien Urnenfeldern aus gewöhnlichen Grabsteinen. Ein prägnantes Beispiel des überwiegenden Säkularismus dieses Bestattungsraums findet sich auf einer Grabplatte, die weder Namen noch Daten trägt, sondern lediglich die Inschrift „Erinnerung ist das schönste Paradies“ (ALI-31). Es wird hier kein Glaube an irgendein Jenseits bekundet, sondern das Erinnern an die/den ungenannte/n Verstorbene/n im Diesseits betont. Eine ähnliche Inschrift findet sich auf dem Grabstein der 1978 verstorbenen Hermine Metzger (3-3-1-13), der ebenfalls weder Name noch Datum nennt, sondern lediglich verkündet: „Das Liebste, das ich hatte, ruht hier in diesem Grabe.“ Diese Verstorbene ist nur aufgrund einer Tafel des Friedhofsamts zwecks Grabpflege namentlich identifizierbar.

Wie in der bürgerlichen Sepulkralkultur der Vorortsfriedhöfe wird auch an der Feuerhalle auf jenen Grabdenkmälern, die mit keinerlei religiöser Symbolik verziert sind, der Verstorbenen häufig mit Berufstiteln gedacht, so etwa auf der Grabplatte des 1926 verstorbenen „Kommerzialrat[s] Direktor Heinrich Tritsch“ (ARA-42) oder in bildlicher Form: Zirkel samt Lineal auf der Grabplatte des 1925 verstorbe-

nen Maurice Weiss (MR-50-2), vermutlich ein Architekt oder Baubeamter. Auffällig häufig verweisen solch bürgerlich-säkulare Grabdenkmäler auf verstorbene Kulturschaffende, was wohl auf die weltanschauliche Prägung von deren Milieu hindeutet. So findet man in den Arkaden der Feuerhalle beispielsweise die Grabplatten des 1930 verstorbenen Leopold Ludwig Stärk, „Präsident des Österr. Bühnenvereins“ (ALI-77) und des 2005 verstorbenen Rudolf Jusits, „Regisseur und Schauspieler“ (ALI-195).

Im einzigen für Urnenbestattungen verwendeten Turm findet sich auf der Grabplatte des 1933 verstorbenen Herman Ginsberg (T-9) eine vergleichbare polnischsprachige Inschrift, die übersetzt verkündet: „Ingenieur und Chemiker, Pionier der polnischen Industrie“. Ginsberg, so liest man jedenfalls auf Wikipedia, ist „ein häufig jüdischer Familienname“. Dies mag allgemein stimmen, ob das aber im Falle Herman Ginsbergs zutrifft, ist ohne weitere Anhaltspunkte nicht festzustellen, da die Grabstätte keinerlei religiöse Symbolik oder sonst eindeutig „jüdische“ Charakteristika aufweist. Ein ähnlicher Befund ergibt sich bei vielen Grabstätten an der Feuerhalle, die vermeintlich „jüdische“ Namen aufweisen,⁴ wie etwa jene der Familie Rappaport-Rosenmann (ALI-6A), des 1924 verstorbenen Paul Gomperz (MR-41-6) oder des 1929 verstorbenen Akos Halperth, „Kurarzt aus Karlsbad“ (ARA-23). Letztere Inschrift verkündet noch „Friede seiner Asche!“, eine in dieser Ära geläufige Abschlussformel in bürgerlichen Friedhöfen, die bei Erdbestattungen offensichtlich metaphorisch, hier aber wörtlich gemeint war.

An diesen Beispielen sei exemplarisch festgehalten, wie problematisch die Zuschreibung von „Jüdischkeit“ in solch bürgerlich-säkularen Grabstätten wird. In solchen Fällen könnte „Jüdischkeit“ nur auf Basis der familiären Herkunft durch amtliche Quellen festgestellt werden – ein Unternehmen, das freilich an die Vorgehensweise der NS-Bürokratie bei der Identifizierung der zu Verfolgenden erinnert. Um mit dem Kunsthistoriker Ernst Gombrich zu sprechen, der diesbezüglich die Methoden der jüdischen Geschichtsschreibung äußerst kritisch betrachtete: „Es geht einem gegen den Strich nachzuforschen, wer [...] Jude oder jüdischer Abstammung war. Diese Erkundigung überlasse ich lieber der Gestapo.“⁵

Im Falle des soeben genannten Paul Gomperz, dessen Familie aus Budapest stammte, lässt sich feststellen, dass seine 1943 in Wien verstorbene Schwester Rosa Redlich auf der Datenbank von Shoahopfern

des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) genannt wird. Die 43-Jährige beging in ihrer Wohnung im 1. Bezirk Selbstmord, in der sie vermutlich in einer sogenannten „Mischehe“ die großen Deportationen des Vorjahrs überlebt hatte.⁶ Dieses horrende Schicksal lässt aber lediglich auf ihre Verfolgung als „Jüdin“ im Nationalsozialismus schließen. Die Grabstätte ihres eingäscherten Bruders weist keine Form von jüdischer Zugehörigkeit auf.

Angesichts der offensichtlich durchaus säkularen Ausrichtung der Feuerhalle, die zu einer Zeit entstand, als die katholischen und jüdischen Glaubensgemeinschaften wenigstens offiziell der Feuerbestattung ablehnend gegenüberstanden, erstaunt die Häufigkeit, mit der man trotzdem explizit religiöser Symbolik begegnet. Christliche Grabstätten sind vorwiegend mit einfachen Kreuzen markiert, die oft zusätzlich mit bürgerlichen Berufsbezeichnungen ergänzt sind, wie etwa auf der Grabplatte des 1940 verstorbenen Jacob Fischer, „Ak. Maler u. Bildhauer“ (ARI-18) oder des 1948 verstorbenen „Techn. Dir. d. Öst. Nationalbank“ Adolf Porsche (ARI-82).

Angesichts der weit verbreiteten Annahme, die Feuerbestattung sei im Judentum ein zeitloses Tabu, mag die Verbreitung von jüdischer Symbolik an der Feuerhalle umso mehr erstaunen, so etwa die einfachen hebräischen Buchstaben *pei* und nun auf der Grabplatte des 1936 verstorbenen Vilmos/Wilhelm Meisels, die zusätzlich eine bürgerliche Inschrift in ungarischer Sprache enthält, die übersetzt verkündet: „Chefarzt, Ritter des Franz-Josef-Ordens, mit Kriegsauszeichnung“ (ML-63-2).

Die Buchstaben *pei-nun* sind als Abkürzung der Formel *po nik-bar/nitman* („hier liegt begraben/verborgen“) bereits seit Jahrhunderten üblich in jüdisch-religiösen Grabinschriften. Auf der Grabplatte der 1924 verstorbenen Ernestine Friedländer (ARA-138) sind diese zusätzlich mit einem Davidstern umrahmt. Ob solche Symbolik als religiös einzuordnen ist, mag angesichts der aus streng religiöser Sicht „abtrünnigen“ Praxis der Feuerbestattung diskutabel sein – doch zweifellos unterstreichen sie die „Jüdischkeit“ der dort Bestatteten, die offensichtlich von den Angehörigen, wenn nicht den Verstorbenen selbst, an die Nachwelt verkündet werden sollte.

Die Grabplatte von Ernestine Friedländer befindet sich in einer von vielen Mauernischen, die jeweils neun Urnengräber enthalten. Direkt unter Friedländers Grabplatte findet sich jene des 1926 ver-



Abb. 2: Kreppel

storbenen „Direktor[s] der Autorengesellschaft i.P.“ Louis Windhopp, der ausdrücklich mit Kreuz als christlich gekennzeichnet wurde (ARA-141). Ähnlich findet sich in einer weiteren Mauernische die mit einem Davidstern markierte Grabplatte der 1926 verstorbenen „Fabrikantensgattin“ Henriette Kreppel (MR-49-1), direkt darunter jene mit einem Kreuz markierte des 1925 verstorbenen „Lehrer[s] i.P.“ Karl Alecsitsch (MR-49-3) und zu seiner linken jene des 1925 verstorbenen „Direktor[s] Gustav Wieder“ (MR-49-2), die keinerlei religiöse Symbolik aufweist.

Prägnant zeigt sich hier ein steinernes Zeugnis von jüdischen, christlichen, von religiösen und säkularen Einstellungen, die auf den Grabplatten an der Feuerhalle zum Ausdruck kommen. Wird durch die Anbringung von jüdischen Symbolen bzw. der hebräischen Sprache zwar noch eine gewisse „Jüdischkeit“ betont, so kann diese angesichts der Vermengung und teilweisen Verwischung der religiös-kulturellen Milieus an der Feuerhalle nicht mehr als „Differenz“ im Sinne einer gesellschaftlich konstruierten, negativ verstandenen „Andersartigkeit“ verstanden werden, wie der Begriff meist in den Geschichtswissenschaften angewandt wird. Noch aus dem Jahre 1941 findet sich die Grabplatte des „Medizinalrat[s] Dr. Med. Moriz T. Schnirer“ samt *pei-nun*: Der mit 81 Jahren in Wien verstorbene und somit vermutlich gerade noch den Deportationen entkommene Schnirer stellt wohl eine der letzten freiwilligen jüdischen Feuerbestattungen seiner Generation in Wien dar.

Auffällig häufig finden sich an der Feuerhalle Hinweise auf den Ersten Weltkrieg, was durch die Entstehung dieses Bestattungsortes

in den ersten krisenreichen Nachkriegsjahren erklärbar ist. Wie im oben erwähnten Falle Vilmos/Wilhelm Meisels ersichtlich, bildete der Erste Weltkrieg wohlgerne für Jüdinnen/Juden wie Nichtjüdinnen/juden zugleich einen gemeinsamen Bezugspunkt der kollektiven Erinnerung. Eher nostalgisch anmutend ist die Nennung des 1940 verstorbenen Josef Karl Hruschka als „Offizier der alten Armee und Commerz. Direktor i.R.“ (ARI-101). Beachtenswert ist angesichts der repressiven Politik dieser Zeit die Inschrift auf der Grabplatte des 1941 verstorbenen Hans Schauer, die seiner gedenkt als „Oberstleutnant. Ein Vorkämpfer für die Vereinigten Staaten v. Europa“ (ML-122-6). Generationenübergreifend ist schließlich die Grabplatte der Familie Palla (ML-14-1G), deren 1946 verstorbener Vater Friedrich „Generalmajor D.R.“ in der k.u.k. Armee war und dessen 1942 „bei Babuchin als Hauptmann des Wiener Hausregiments“ gefallener Sohn Helmut hier „In Memoriam“ genannt wird. Wie in den Vorortsfriedhöfen stehen solche „In Memoriam“-Inschriften von gefallenem Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg im starken Kontrast zu jenen von ermordeten Shoahopfern.

Um zum politischen Kontext der Zwischenkriegszeit zurückzukehren, der ebenfalls mit dem Einbruch erst des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes und dann des Nationalsozialismus maßgeblich verkompliziert werden sollte: An der Feuerhalle sind die Grabstätten der Honoratioren des sozialdemokratischen Milieus allgegenwärtig. Das Grabdenkmal des 1930 verstorbenen Franz Domes (ML-10-1G) sticht sofort heraus: Dieses nimmt eine gesamte Mauernische ein, besteht aus einer lebensgroßen Statue eines Knaben mit Hammer und Amboss und einem Zahnrad sowie einer Büste von Domes. Seiner wird in der Inschrift gedacht als „Nationalrat“ und „Obmann d. Österr. Metallarb. Verb., Präsident d. Kammer f. Arb. u. Ang.“

Das freistehende Grabmal des 1929 verstorbenen Herausgebers der *Arbeiter-Zeitung*, Ludwig August Bretschneider (1-3-6-170) besteht aus einem Steinquader mit einer plastischen Skulptur einer emporragenden Flamme, dem Symbol des gleichnamigen Feuerbestattungsvereins. Flammensymbolik findet sich auf vielen Grabdenkmälern an der Feuerhalle, nicht nur an jenen sozialdemokratischer PolitikerInnen. Das Grabdenkmal des 1933 verstorbenen Apothekers Robert Raditz besteht sogar aus einem Steinquader mit einem lebensgroßen Bildnis eines nackten jungen Mannes mit Fackel.



Abb. 3: Domes

Auch aus der Nachkriegszeit finden sich viele Grabstätten sozialdemokratischer PolitikerInnen, so etwa jene des 1965 verstorbenen Karl Mantler (ML-26-1G). Diese verkündet: „Staatssekretär a.D. Karl Mantler, Vorsitzender der Gewerkschaft der Lebens- und Genussmittelarbeiter, Präsident der Wiener Kammer für Arbeiter und Angestellte und des Österreichischen Arbeiterkammertages“. Unerwähnt bleibt hier, dass Mantler sowohl unter dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime wie dem Nationalsozialismus als Widerstandskämpfer verfolgt und interniert wurde.

Ähnlich verhält es sich bei der gemeinsamen Grabplatte der Kollegen Karl Pick (verstorben 1938) und Otto Skritek (verstorben 1998, ML-13-1G), derer mit den Worten gedacht wird: „Den unermüdlichen Kämpfern um Angestelltenrecht und Angestelltenschutz in dankbarem Gedenken die Gewerkschaft der Privatangestellten“. Zu den Verdiensten des ersteren, der einer jüdischen Familie entstammte, gehört die Einführung des arbeitsfreien Sonntags in Österreich – was heute ironischerweise als urchristliche Praxis wahrgenommen wird. Pick verstarb

noch, bevor er der mörderischen Verfolgung ausgesetzt werden konnte. Sein nichtjüdischer Kollege Skritek überlebte zwar den Nationalsozialismus, wurde aber aufgrund seines linken Aktivismus jahrelang in Dachau interniert. Verfolgung und Internierung war jüdischen wie nichtjüdischen Linken eine geteilte Erfahrung unter dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime und in den ersten Jahren des Nationalsozialismus. Erst ab etwa 1941 unterschieden sich deren Erfahrungen maßgeblich aufgrund des rassistischen Genozids – als „arische/r“ Sozialist/in konnte man wenigstens das Überleben erhoffen.

Auch die Kommunistische Partei ist an der Feuerhalle prominent vertreten, so etwa im Grabdenkmal des 1964 verstorbenen Staatssekretärs Franz Honner (ALI-132), das mit Hammer und Sichel sowie mit Österreich-Fahne verziert ist, oder in jenem des 1968 verstorbenen Johann Koplenig (7-3-4-13), „Vorsitzender der Kommunistischen Partei Österreichs. Mitbegründer der Zweiten Republik Österreich“. Auffällig ist hier der Österreichpatriotismus, der in der Nachkriegszeit das linke Milieu prägte.

Freilich finden sich auch jüdische Sozialdemokrat:innen an der Feuerhalle, wobei die Bezeichnung „jüdisch“ hier mit dem oben bereits genannten Vorbehalt verwendet wird, dass eigentlich in vielen Fällen nichts an deren Grabstätten diese Personen als „jüdisch“ kennzeichnet. Darunter zählt etwa der 1921 verstorbene Alfred Fried, dessen Grabplatte seiner gedenkt als „Dem grossen Vorkämpfer der Friedensbewegung“. Fried war Begründer der pazifistischen Zeitschrift *Die Waffen nieder!* und erhielt 1911 den Friedensnobelpreis. Vergleichbar ist die Grabplatte des 1929 verstorbenen Carl Colbert (ARA-94), geborener Carl Cohn. Diese nennt ihn lediglich als „Der rastlose Kämpfer für das Recht der Schwachen und Unterdrückten“. Colbert war Kaiserlicher Rat, Philanthrop und Freimaurer sowie Schriftsteller und Herausgeber verschiedener Zeitschriften. Sein Sohn Ernst wurde bereits im April 1938 auf dem sogenannten „Prominententransport“ nach Dachau deportiert und kam schließlich 1943 in Auschwitz um.

Wohl die wichtigste Grabstätte an der Feuerhalle mit Bezug auf die österreichische Sozialdemokratie ist jene der Politiker Julius Tandler (verstorben 1936), Robert Danneberg (ermordet 1942) und Hugo Breitner (verstorben 1946). Alle drei stammten aus jüdischen Familien und alle drei wurden als Sozialdemokraten unter dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime, die letzten zwei dann unvergleichbar mörderischer als

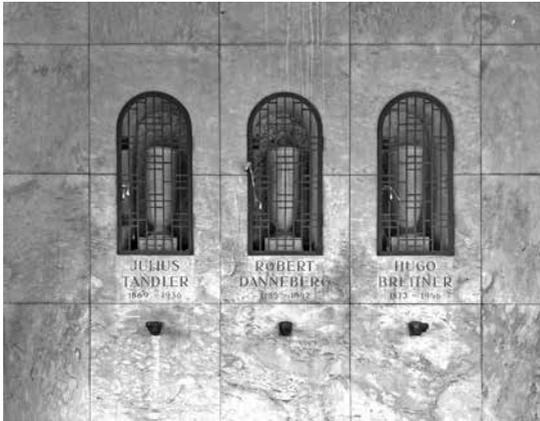


Abb. 4: Tandler

„Juden“ unter dem Nationalsozialismus verfolgt. Alle drei verstarben im Ausland: Tandler noch vor der NS-Machtübernahme im Moskauer Exil, Breitner kurz nach Kriegsende im kalifornischen Exil, Danneberg in Auschwitz. Ihre gemeinsame Grabstätte, in der 1950 ihre Urnen beigesetzt wurden – im Falle Dannebergs freilich nur symbolisch – verkörpert die Verwobenheit nicht nur der Sozialdemokratie mit der Republik Österreich, sondern auch jüdisch geborener Österreicher:innen mit der Sozialdemokratie. Diese Grabstätte, die keinerlei religiöse Symbolik aufweist, bewegt sich fern der „jüdischen Differenz“, die dennoch durch den Konnex Ascheurnen und Shoah gewaltsam und negativ, wenn auch stillschweigend, in dieser Grabstätte eingeschrieben ist.

Das Aufzwingen der „jüdischen Differenz“ durch die NS-Verfolgung

Wie in den Vorortsfriedhöfen bewirkte die Shoah einen deutlichen Einschnitt in der Sepulkalkultur der Feuerhalle, wie aus etlichen „In Memoriam“-Inschriften auf Grabplatten der Zwischenkriegszeit sowie Verweisen auf ins Ausland geflohene Familienangehörige hervorgeht. Dabei ist die Tatsache der Ermordung oder der erzwungenen Emigration in vielen Fällen das einzige Indiz, dass es sich hier um als „Juden“ verfolgte Personen handelt, deren Grabstätten in diesem Urnenfriedhof sonst keinerlei Bezüge zum Judentum ausdrücken.

Die Grabstätte des 1929 verstorbenen Ignaz Deutsch (ARA-61), Wiener Korrespondent der *Dresdner neuesten Nachrichten*, enthält beispielsweise keinerlei Symbolik, dafür die lateinsprachige Inschrift: „Hic quiescit qui nunquam quievit“ (Hier ruht jener, der nie ruhte). Nur

kontextuell ist hier eine „Jüdischkeit“ festzustellen, und zwar aufgrund der Verfolgung seiner Angehörigen: Seine Tochter Marianne Klemperer beging 1942 in Wien Selbstmord, noch ehe sie deportiert werden konnte, sein Sohn Emil wurde im gleichen Jahr in Maly Trostinec ermordet, seine Tochter Flora im Jahr darauf in Majdanek. Drei weitere Söhne flohen ins Vereinigte Königreich bzw. in die USA.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang die Grabplatte der Familie Ehrenfest/Gfrör/Kestler (ML-46-1G). Diese verweist „In Memoriam“ auf „Gisela 1881–1944“, was kontextuell ein Opfer der antisemitischen NS-Verfolgung impliziert, zumal eine 63-jährige Frau wohl kaum in der Wehrmacht gedient hätte – solche „In Memoriam“-Inschriften finden sich häufig auf den Grabdenkmälern von Angehörigen gefallener Soldaten. Eine Gisela Ehrenfest, Gfrör oder Kestler erscheint aber in keinen Opferdatenbanken. Diese Familie verstand sich also weder im Leben noch im Tod als „jüdisch“. Die Grabplatte der 1935 verstorbenen Helene Frey (ML-65-3) birgt wiederum einen Davidstern mit der pei-nun Formel. Hier wurde auch die Asche ihres am 1. April 1938 verstorbenen Mannes Josef beigesetzt. Obwohl er in Wien verstarb, erscheint Josefs Name auf der Opferdatenbank des DÖW. Somit dürfte es sich um einen Selbstmord aus den chaotischen frühen Wochen der NS-Herrschaft handeln.

Die Grabplatte des 1934 verstorbenen Schauspielers Max Pallenberg (ML-16-1G) birgt den Zusatz: „In Memoriam Berti Pallenberg geb. Frankl“. Berta/Berti war Max' erste Ehefrau, die 1942 in Riga ermordet wurde. Auch diese Grabplatte birgt bloß Namen und Daten, keinerlei Symbolik, was auf eine säkulare Familie deutet. In dieser Grabstätte wurde 1958 die Asche des Regisseurs Leo Mittler beigesetzt, der mit Elisabeth Pallenberg, Max' Stieftochter aus zweiter Ehe, verheiratet war. Diese Beisetzung verweist somit trotz des einschneidenden Bruchs des Genozids auf eine direkte Kontinuität, die an der Feuerhalle in diesem bürgerlich-säkularen Milieu deutlich wird: Hat sich nämlich der Großteil der ins Exil gezwungenen jüdischen Bevölkerung Wiens entschlossen nie zurückzukehren, so bestand die Gruppe der tatsächlich Zurückgekehrten vorwiegend aus bürgerlichen, politisch aktiven, kulturschaffenden oder sonst mit der Republik Österreich verbundenen Personen.

Dass sich Personen, die im Nationalsozialismus als „Juden“ verfolgt wurden, nach 1945 weiterhin einäschern und an der Feuerhalle

bestatten ließen, verweist ebenfalls auf die Kontinuität innerhalb eines säkularen Milieus, das sich nicht durch die Verfolgung eine inhärente „jüdische Differenz“ aufzwingen ließ. Diese zeigt sich markant in der Grabstätte der Familie Pollak (MR-14-1G): Ursprünglich für die 1928 verstorbene Mutter Johanna errichtet, wurde hier später die Asche ihres Sohnes Robert (1940 verstorben in „Harrogate England“) beigesetzt, sowie jene der allesamt in Los Angeles Verstorbenen Adele (Roberts Frau, 1959), Anna (deren Tochter, 1989) und Paul Koretz (Annas Mann, 1980). Die Grabplatte ist mit einem Relief verziert, das fünf Figuren in klassischem Gewand zeigt, Erwachsene und Kinder, auf einem Trauerzug eine Urne befördernd. Vermutlich verweist dies auf das Urnengrab selbst, doch könnte dies kontextuell auch als Verbildlichung der Vertreibung der Familie aus ihrer Heimatstadt gedeutet werden, in die sie nur im Tod zurückkehren sollten.

An der Feuerhalle finden sich viele solche Beispiele, die auf die weitere Verkomplizierung der „jüdischen Differenz“ trotz der Shoah verweisen. In der Grabstätte der Familie Horowitz (ALA-3), ursprünglich geschaffen für den Vater Eduard (verstorben 1930) und der Mutter Leopoldine (verstorben 1936), wurde nach Kriegsende auch deren Tochter Adele Eisenschiml beigesetzt, „geb. in Wien 21.II.1878, died in Montreal Canada 8.12.1951“. Auffällig ist hier die zweisprachige Inschrift, die auf die erzwungene Transnationalität der Vertriebenen verweist. Ebenso auf deren Grabplatte genannt, aber laut Friedhofsdatenbank nicht an dieser Stelle bestattet, ist Adeles 1996 in Paris verstorbener Sohn „George Encil, born in Vienna 14.I.1906“.



Abb. 4: Pollak

Dass diese in die Emigration gezwungenen Personen, die wahrscheinlich Angehörige und Bekannte im industriellen Massenmord verloren haben, sich trotzdem einäschern und an der Feuerhalle bestatten ließen, verweist auf eine Aufrechterhaltung ihrer bürgerlich-säkularen Kultur jenseits der „jüdischen Differenz“ und eine gleichzeitige Ablehnung der Rückkehr zur als „traditionell“ verstandenen Erdbestattung, wie sie in der Nachkriegszeit von der Wiener Kultusgemeinde in ihren Friedhöfen kategorisch durchgesetzt wurde. Umso erstaunlicher wirkt der Grabstein der Familie Fischer (8-3-6-41), auf dem die Todesdaten der erst 1999 verstorbenen Angehörigen Irena geb. Kaftal und Peter Raymond mit Davidsternen gekennzeichnet sind – eine für die heutige Zeit wahrhaft ungewöhnliche Verbindung eines jüdisch-religiösen Symbols mit einer heute als zutiefst „unjüdisch“ betrachteten Bestattungspraxis.

Manche dieser Nachkriegsgrabstätten greifen auch auf das sozialdemokratische Milieu der Zwischenkriegszeit zurück, beispielsweise jene des 1973 in New York verstorbenen Otto Leichter, einem unter vielen Pseudonymen bekannter Schriftsteller, der vom Dollfuß-Schuschnigg-Regime in den Untergrund, vom Nationalsozialismus schließlich ins Exil getrieben wurde (ML-32-1G). Er kehrte zwar nicht mehr dauerhaft nach Österreich zurück, doch zeugt die Überführung seiner Asche von seiner Verbundenheit mit der Stadt und dem Land seiner Geburt. An seiner Grabstätte wird auch seiner 1942 in der „Euthanasieanstalt“ Bernburg ermordeten Frau, der Sozialistin Käthe Leichter, gedacht anhand einer Urne mit „Erde aus Ravensbrück“, dem Frauenlager, in dem sie ursprünglich inhaftiert war. Die Grabstätte enthält keinerlei Symbolik, jedoch verweisen die dort zurückgelassenen Steinchen auf die von Besucher:innen zugeschriebene „Jüdischkeit“ des Paares.

Ähnlich fällt die Grabplatte des Ehepaars Oscar und Marianne Polak aus (beide 1963 verstorben, ML-20B-1G). Oscar war Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung*, Marianne Chefredakteurin der Zeitung *Die Frau* sowie eine Weggefährtin Käthe Leichters. Das Paar war bereits unter dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime im Widerstand tätig und floh 1938 vor dem Nationalsozialismus über mehrere Zwischenstationen in das Vereinigte Königreich, ehe sie nach Kriegsende zurückkehrten. Deren gemeinsame Inschrift nennt sie lediglich „Kämpfer für die Freiheit“ – es wird hier kein Bezug auf Jüdischkeit genommen, obwohl auch dieses Paar aus jüdischen Familien stammte. Interessant ist zudem das Fehlen

des Wortes „Österreichs“ nach „Freiheit“, wie man sonst oft (recht verklärend) auf linken Denkmälern der frühen Nachkriegszeit liest.

Hier sei auch die Grabplatte der 1993 verstorbenen Pädagogin „Hofrat [sic, männlich] Dr. Minna Lachs“ genannt, deren Asche in der Familiengrabstätte beigelegt wurde (ARI-155). Auf der Grabplatte werden neben ihrem 1980 verstorbenen Mann Ernst auch seine Eltern Adolf und Melanie genannt. Diese wurden 1942 in Theresienstadt bzw. 1944 in Auschwitz ermordet, deren Inschrift ist also vermutlich lediglich „In Memoriam“.

Jenseits der Verfolgung von jüdischen und als „jüdisch“ stigmatisierten Menschen zeugen die Grabstätten bei der Feuerhalle auch von weiteren Opfern des Nationalsozialismus. Die Grabplatte der Familie Skumanc (MR-77-4) enthält beispielsweise die Inschrift: „In Gedenken an Maria Skumanc, 1944 in Wien enthauptet für Österreichs Freiheit“ (vergleiche die soeben analysierte Inschrift des Ehepaars Pollak), samt einer photographischen Abbildung des im Landesgericht ermordeten KPÖ-Mitglieds. Ihre Leiche wurde vermutlich anonym in einem Massengrab in der Gruppe 40 des Zentralfriedhofs verscharrt, wie bei Opfern der NS-Justiz gewöhnlich vorgegangen wurde, eine weitere Entwürdigung im Tode.

Eine komplexe Lebensgeschichte zeichnet sich in der Grabstätte des 1959 verstorbenen Nándor Korcsmáros ab, dessen Grabplatte seiner in deutscher Sprache gedenkt als „ein Ungar“ und „ein grosser Dichter und Mensch, gestorben in der Fremde“. Korcsmáros wurde bereits 1919 im Zuge des „Weißen Terrors“ in Ungarn verhaftet, wurde abermals 1944 während der deutschen Besatzung von der Gestapo verfolgt und floh schließlich vor der gewaltsamen sowjetischen Niederschlagung der bürgerlich-demokratischen Revolution 1956 dauerhaft nach Wien.

Die Verflechtung von jüdischen und nichtjüdischen Wiener:innen im linken Milieu zeigt sich eindringlich in der Grabstätte der 1943 verstorbenen Leopoldine Beer (6-3-4-26). Sie erhielt 1939 wegen „Hochverrat“ aufgrund ihrer Aktivitäten im kommunistischen Widerstand eine Gefängnisstrafe, was darauf schließen lässt, dass sie nicht einmal den Nürnberger Gesetzen zufolge als „jüdisch“ betrachtet wurde. Laut der Opferdatenbank des DÖW hat sie „überlebt“, doch stimmt dies angesichts ihres Todesdatums offenbar nicht: Sie dürfte noch im Gefängnis verstorben sein. Ihr Ex-Mann Hermann Beer wurde hingegen

sehr wohl als „Jude“ kategorisiert und verfolgt: Er wurde 1942 in Maly Trostinec ermordet.

Schließlich finden sich an der Feuerhalle „In Memoriam“-Inschriften, die vom Kriegsdienst zeugen, wie folgende Inschrift auf der Grabplatte der Familie Pejrimovsky (ALI-37): „Edi Pion. Leutn. gefallen 23.7.1941 bei Lipowiec“. Undeutlich ist folgende Inschrift auf dem Grabdenkmal des 1943 verstorbenen Franz Kukačka (6-3-6-8): „Du gingest fort, kamst nicht mehr heim. Sag Schicksal, kannst du noch grausamer sein“. Zum Todeszeitpunkt war Kukačka bereits 65 Jahre alt, doch impliziert die Inschrift in Kombination mit dem Todesjahr, dass der Verstorbene womöglich in irgendeiner Funktion im Krieg diente – ein Hinweis auf Verfolgung wäre vermutlich nicht so poetisch verschleiert.

Verwerflich ist hingegen die Grabstätte des 1944 verstorbenen Josef Dengler (ML-89-7). Er war zwar zum Todeszeitpunkt auch bereits 68 Jahre alt, doch ist die Grabplatte auffällig mit einer Elhaz-Rune verziert, ein beliebtes Symbol der NS-Bewegung, das in gestürzter Form (also auf den Kopf gestellt) oft auf Grabmälern verstorbener SS-Angehöriger Verwendung fand, auch in der Nachkriegszeit. Sollte das in diesem Fall tatsächlich zutreffen, so zeigt dieses Beispiel, wie sehr Bestattungsräume ihre jeweiligen Gesellschaften zur Gänze abzubilden vermögen, etwa wo Opfern, Täter:innen, Mitläufer:innen, Mitleidenden und weiteren Zeitgenoss:innen allesamt in einem Bestattungsraum gedacht wird.

Die Durchsetzung der „jüdischen Differenz“ in der Wiener Sepulkralkultur nach 1945

Über die Feuerhalle hinaus bewirkte die NS-Herrschaft einen gewaltigen Einschnitt in der Wiener Sepulkralkultur – auch den Verstorbenen blieben nicht deren rassistischen Schikanen erspart. Ab dem Herbst 1941, zeitgleich mit der gesetzlichen Einführung des „Judentums“, war es verboten, die Leichen sowohl von „nichtarischen Christen“ wie „konfessionslosen Rassejuden“, wie sie im NS-Diskurs hießen, in „arischen“ Friedhöfen zu bestatten. Dies führte zur Entstehung einer eigenartigen Ansammlung von Grabstätten in der jüngeren israelitischen Abteilung beim Zentralfriedhof, von denen ein Großteil mit Kreuzen gekennzeichnet wurde (so zum Beispiel die im ersten Teil dieses Aufsatzes beschriebene Grabstätte der 1943 ermordeten Yuana

Hilde Ryvarden). Mehrere hunderte dieser Grabstätten bestehen heute noch.

Ein Jahr zuvor, Ende 1940, wurden bereits alle Verträge zur Instandhaltung „jüdischer“ Grabstätten in den städtischen Friedhöfen kategorisch gekündigt – auch in diesen Fällen wurde die „Jüdischkeit“ aufgrund der Nürnberger Gesetze definiert. Es ist anzunehmen, dass etliche als „jüdisch“ kategorisierte Grabstätten in den städtischen Friedhöfen in diesen Jahren aufgelassen und wiederbelegt wurden. Umso erstaunlicher ist das Überdauern so vieler Grabstätten jüdischer oder in jüdische Familien geborener Persönlichkeiten – nicht zuletzt jene Theodor Herzls – wie die Analyse im ersten Teil dieses Aufsatzes zeigte. Die Hintergründe dazu gelte es noch zu klären.

Die gewaltsame Trennung des „Jüdischen“ vom „Nichtjüdischen“ in der Wiener Sepulkralandschaft, und damit einhergehend die Wiederbehauptung und Festigung der „jüdischen Differenz“, endete jedoch nicht mit dem Untergang des „Dritten Reichs“: Nach 1945 wurde diese Trennung auch proaktiv von der Israelitischen Kultusgemeinde betrieben. In meiner Monographie zur Geschichte der Wiener jüdischen Friedhöfe habe ich beispielsweise untersucht, wie die Kultusgemeinde bestrebt war, in den 1950er- und 1960er-Jahren „jüdische“ Grabstätten insbesondere am Döblinger Friedhof zu identifizieren, zu exhumieren und in die jüngere israelitische Abteilung des Zentralfriedhofs umzubetten.⁷ Diese Aktion gründete im Gedanken, diese letzten zerstreuten „jüdischen“ Erinnerungszeichen in Wien sollten in einem Grundstück im Besitz der Kultusgemeinde gesammelt und somit vor einer möglichen zukünftigen Vernichtung gerettet werden.

Problematisch war daran allerdings die weiterführende Durchsetzung eines nach Abstammung definierten Verständnisses der „Jüdischkeit“, parallel mit den Prinzipien der Nürnberger Gesetze – ein Verständnis, das die gelebte Alltagskultur und das Selbstverständnis der Verstorbenen überhaupt nicht in Erwägung zog und schließlich zu einer neuerlichen räumlichen Segregation führte. Dadurch wurden die augenscheinlichen Verflechtungen der bürgerlichen, vielfach säkularen Gesellschaft vor der faschistischen Ära, die in den betroffenen Grabdenkmälern festgeschrieben waren, aufgelöst und unsichtbar gemacht. Die „jüdische Differenz“ sollte nach dieser Auffassung nun einmal mehr die Wiener Bestattungsräume – „jüdisch“ wie „nichtjüdisch“ – prägen. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der unhinterfragten Übernahme

in den Akten der Kultusgemeinde nach 1945 von NS-Begriffen wie „Glaubensjuden“ vis-à-vis „Nichtglaubensjuden“, was auf bedenklichste Weise die rassistische Sprache der Nürnberger Gesetze reproduzierte.

Insgesamt wurden bis 1964 die Überreste von 313 Verstorbenen vom Döblinger Friedhof auf den Zentralfriedhof überführt, wo sie in der nordwestlichen Ecke der jüngeren israelitischen Abteilung wiederbestattet wurden. Dafür wurde eine eigene Gruppe angelegt, Gruppe 1D – „D“ verweist auf Döbling – das somit eine Art Grabsteinmuseum gleicht. Darunter befanden sich einige Begräbnisse, die als „Urnen“ gekennzeichnet waren, ein Indiz der Verbreitung der Feuerbestattung auch unter der jüdischen Bevölkerung Wiens in der Zwischenkriegszeit. Auffällig ist ebenfalls die Kennzeichnung der Religionszugehörigkeit der angeblich „jüdischen“ Umgebetteten in den Listen der Kultusgemeinde: Wurde die überwiegende Mehrheit als „mos.“ (mosaisch; archaischer Ausdruck für jüdisch) definiert, so waren auch 5 „konfl.“ (Konfessionslose) sowie erstaunlicherweise ein „r.k.“ (römisch-katholischer) Verstorbener dabei, nämlich der 1928 verstorbene Heinrich Weissenberg (1D-1-14). Dass die vielen im ersten Teil dieses Aufsatzes besprochenen Grabstätten von (im breitesten Sinne) „jüdischen“ Persönlichkeiten am Döblinger Friedhof vor Ort und Stelle belassen wurden, erklärt sich vermutlich durch den Umstand, dass es sich hier um Ehrengräber in Obhut der Stadt Wien handelte bzw. weil die Grabstätten sowieso auf Friedhofsdauer angelegt wurden.

Diese problematische Wiederbelebung der „jüdischen Differenz“ zeigt sich nicht nur in der Sepulkralkultur der Nachkriegszeit. In der jüngst in Wien errichteten – und vielfach kritisierten – „Gedenkstätte für die in der Shoah ermordeten jüdischen Kinder, Frauen und Männer aus Österreich“ wird auch pauschal eine „Jüdischkeit“ zugeschrieben, die eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Opfer der rassistischen Verfolgung nachweislich ablehnten. Die Zeithistorikerin Erika Weinzierl

Es ist anzunehmen,
dass etliche als
„jüdisch“
kategorisierte
Grabstätten in den
städtischen
Friedhöfen in diesen
Jahren aufgelassen
und wiederbelegt
wurden.

schätzte, dass sich mindestens 1.224 Katholik:innen unter den 66.500 Opfern der Shoah aus Österreich befanden.⁸ Diese Zahl bezog sich wohlgerneht nur auf die Deportationen zwischen Februar 1941 und Juli 1942, die Gesamtzahl dürfte also deutlich höher sein.

Wie viele Protestant:innen und wie viele Säkulare, Konfessionslose, Areligiöse kamen noch dazu? Wie viele sogenannte „Mischlinge“, die sich vielleicht als jüdisch definierten, vielleicht nicht – oder die vielleicht ein komplexes Selbstbewusstsein hatten, als Menschen, die aus verschiedenen Milieus hervorgingen, jüdisch und Wienerisch zugleich? Man vergleiche bedeutende österreichische Kulturschaffende der Nachkriegszeit, die die Shoah als „Mischlinge“ überlebten, wie Ilse Aichinger oder Friedensreich Hundertwasser. Die Opfer rassistischer Verfolgung pauschal als „Juden“ zu bezeichnen (geschweige denn, wie im hebräischsprachigen Teil des genannten Denkmals, als *kadoshei jehudi*, „jüdische Märtyrer“, eine aus dem Mittelalter abgeleitete orthodox-religiöse Bezeichnung) sollte höchst problematisch erscheinen, da diese Definition der „Jüdischkeit“ nur im „rassischen“ Zusammenhang einen Sinn ergibt – dies gehört aber heute sowohl in der Wissenschaft wie in der breiteren Öffentlichkeit zum gängigen Diskurs.

In diesem Aufsatz wurde anhand von überkonfessionellen Bestattungsräumen ein neuer Zugang zur modernen Sepulkralkultur Wiens eröffnet, der die kulturhistorische These der „jüdischen Differenz“ maßgeblich verkompliziert. Einerseits zeigen die hunderten hier besprochenen Grabstätten, dass die Bestattung von jüdischen (wie christlichen) Verstorbenen in einem überkonfessionellen Friedhof nicht zwangsläufig eine Abkehr von der wie auch immer gearteten „Jüdischkeit“ (Stichwort „Assimilation“) oder der Religiosität bedeutete, wurde doch vieler Verstorbenen, selbst an der Feuerhalle, nach wie vor mit explizit religiösen Diskursen gedacht.

Zugleich zeigt der Fokus auf die bürgerlichen und sozialdemokratischen Milieus – zwischen denen es offensichtlich viele Überschneidungen gab – von einer Verkomplizierung der „Differenz“ bzw. der Verlagerung des Blickwinkels weg von religiösen Weltanschauungen, in Richtung weltliche, materielle, eben auch bürgerliche Belange, in denen „Jüdischkeit“ oder „Nichtjüdischkeit“ nicht mehr eine maßgebliche oder dominante Rolle spielten. Die hier vorgenommene Perspektivenverschiebung – weg von konfessionellen und räumlich segregierten hin zu geteilten Räumen und weg von entsprechend segregierten hin

zu verwobenen Milieus – eröffnet über die Brüche und Leerstellen der Shoah hinweg einen neuen Einblick in die pluralistische Gesellschaft Wiens vor 1938. Dieser Einblick soll als Versuch eines neuen, inklusiveren und komplexeren Zugangs zur Geschichtsschreibung gelesen werden, jenseits der „jüdischen Differenz“.

*Dr. Tim Corbett ist freischaffender Historiker mit Lebensmittelpunkt in Wien. Seine erste Monografie, *Die Grabstätten meiner Väter. Die jüdischen Friedhöfe in Wien*, erschien 2021 beim Böhlau-Verlag. Im selben Jahr erhielt er für diese Publikation den Michael-Mitterauer-Preis (Anerkennungspreis) sowie einen Förderungspreis der Stadt Wien für Geisteswissenschaften.*

Anmerkungen

— **1** Zit. nach Ute Georgeacopol-Winischhofer, Armina Wehdorn und Manfred Wehdorn (Hgg.), *75 Jahre Feuerhalle der Stadt Wien* (Wien: Magistratsabteilung 43, 1998), 26. — **2** Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hg.), *Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien über die Tätigkeit in der Periode 1925–1928* (Wien: Israelitische Kultusgemeinde Wien, 1928), 37. — **3** Eveline List, *Mutterliebe und Geburtenkontrolle: Zwischen Psychoanalyse und Sozialismus* (Wien: Mandelbaum, 2006), 191. Ich danke Karl Milford für diese Lektüre. — **4** Zur Problematik der Identifizierung von vermeintlich „jüdischen“ Namen, vgl. Dietz Bering, *Der Name als Stigma: Antisemitismus im deutschen Alltag, 1812–1933* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1987). — **5** Ernst Gombrich, *The Visual Arts in Vienna Circa 1900: Reflections on the Jewish Catastrophe* (London: Austrian Cultural Institute, 1997), 11. — **6** Ich danke Michaela Raggam-Blesch für die biographischen Hinweise. — **7** Tim Corbett, *Die Grabstätten meiner Väter: Die jüdischen Friedhöfe in Wien* (Wien: Böhlau, 2021), 741–45. — **8** Zit. nach Maria Diemling, „Grenzgängertum: Übertritte vom Judentum zum Christentum in Wien, 1500–2000“, *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 7, Nr. 2 (2007): 57.